

Harald Gilbers

GERMANIA

Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe November 2013

Knaur Taschenbuch

© 2013 Knaur Taschenbuch. Ein Unternehmen der Droemerschens
Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Getty Images; FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51370-5

2 4 5 3 1

*Für Peter Dahmen,
der alles bereits vorher wusste.*

Prolog

Frühsummer 1939

Das Licht stand auf zehn Uhr Vormittag. In der Hauptstadt des Deutschen Reiches schimmerten die Straßenschluchten in blendendem Weiß. Doch nichts regte sich, alles wirkte wie erstarrt, festgefroren in einem ewigen Winter.

Es würde noch einige Zeit dauern, bis das alltägliche Chaos der Stadt Berlin in jene Winkel vorgedrungen war. In diesem Moment strahlten die Straßen in ihrer Verlassenheit noch Symmetrie und Ordnung aus, nirgends waren Fahrzeuge am Bordstein abgestellt, niemand flanierte durch die Alleen. Der ordentliche Eindruck wurde nur durch die getrockneten Leimbläschen gestört, die trotz der Gewissenhaftigkeit der Baumeister hier und da unter den Gebäuderiegeln auf die Wege gequollen waren.

Die breite Straßenachse lief pfeilgerade auf eine mächtige Kuppel zu, die man bereits in mehreren Kilometern Entfernung am Horizont erkennen würde. Irgendwann in ferner Zukunft. Was jetzt noch in weißer Pracht den Horizont dominierte, sollte dereinst im grünen Gewand des patinierten Kupfers die ganze Stadt überstrahlen. Die *Große Volkshalle*, die hundertachtzigtausend Menschen Platz bot, war ein Ort für noch nie gesehene Siegesfeiern.

Hoch über den Dächern erklang ein Flüstern: »Hervorragend, Speer.«

Hier war die Stimme nicht jenes ferne Kratzen mit dem rollenden »R«, das jeder Volksgenosse aus dem Rundfunk oder der Wochenschau kannte, und es war ebenfalls nicht das heisere Bellen, das der Diktator in seinem Repertoire hatte, wenn es galt, die Menschenmassen aufzupeitschen. Vor dem dreißig Meter langen Modell der künftigen Prachtstraße ertönte die Stimme, ganz privat in ihrem natürlichen Bariton, wirkte gedankenverloren, fast sanft. Das Hinterteil herausgestreckt, eine Pose, die er sonst vermied, bückte sich der Diktator, um eine erdnahe Perspektive zu erproben.

Es ließ sich nicht leugnen, dass er mit Albert Speer einen Baumeister gefunden hatte, der es gelegentlich schaffte, die kühnen Ideen seines Auftraggebers in Größe und Maßstab gar noch zu übertreffen. Die Paradedstraße mit einer Länge von mehr als fünf Kilometern, der Triumphbogen mit seinen schattigen Säulengängen, der fast fünfzig Mal so groß wie der Pariser Arc de Triomphe sein würde, die Große Volkshalle, geplant als das größte Bauwerk der Welt, dessen Kuppel sich im Inneren über eine Höhe von zweihundertzwanzig Metern wölbte – die ganze Stadtplanung war ein Wettbewerb mit anderen Weltstädten, Stein gewordener Ausdruck eines empfindlich gekränkten Nationalstolzes, der nun mit aller Macht wieder auftrumpfen wollte.

Das Zentrum der Reichshauptstadt sollte sich in eine riesige Bühne für Aufmärsche und Paraden verwandeln. Die Frage, ob wirklich jemand in dieser Stadt leben konnte, kam dem Diktator dabei nur selten in den Sinn. Die umliegenden Wohnblocks waren nicht mehr als einförmige Quader, die man nach Belieben neu aufteilen konnte, wenn es die Verkehrsplanung verlangte.

Für das alte Berlin mit seinen Widersprüchen, für die schnodderige, manchmal zutiefst provinzielle Metropole, die es die längste Zeit über gewesen war, gab es in dieser grandiosen Vision keinen Platz. Der Diktator dachte seit geraumer Zeit darüber nach, dies gleich von vornherein deutlich zu machen. *Berlin* klang für seinen Geschmack zu schön, es musste ein neuer Name her, ein grandioser, monumentaler Name, einer Welthauptstadt würdig. Vielleicht ein Name wie *Germania*.

Der Blick des Diktators wurde immer wieder magisch von der Kuppel der Großen Volkshalle angezogen. Schließlich beäugte er kritisch den Aufbau auf ihrer Spitze, wo der Reichsadler auf dem Hakenkreuz thronte. Dann schüttelte er, von jäher Erkenntnis gepackt, den Kopf. »Das dort müssen wir ändern, Speer. Es ist besser, wenn der Adler hier nicht mehr über dem Hakenkreuz steht. Die Bekrönung dieses Bauwerkes soll der Adler über der *Weltkugel* sein.«

Als Hitler gegangen war, drehte sich Generalbauinspektor Speer nochmals im Türrahmen um. Nur das Lampensystem, mit dem er jegliche Tageslichtstimmung realitätsgetreu simulieren konnte, erhellte den Ausstellungsraum der Akademie. Das Stadtmodell ruhte im dunklen Zimmer, ein heller Fleck in einer schwarzen Unendlichkeit, eine Verheißung für die Zukunft. Bis dahin gab es noch viel zu tun. Speer schaltete die Beleuchtung aus.

Nacht fiel über *Germania*.

1

Sonntag, 7. Mai 1944

*S*ie sind gekommen, um mich zu holen, zuckte es ihm durch den Kopf. Als sich der Gedanke langsam setzte und ihm die Konsequenzen klar wurden, zog Oppenheimer instinktiv die Bettdecke um sich. Doch es war zu spät. Der ungebetene Besucher befand sich bereits in seinem Zimmer. Aufgrund der Verdunklung vor den Fenstern kam von draußen nicht der geringste Lichtschimmer in ihre enge Behausung. Der Eindringling war nicht mehr als ein wartender Schatten direkt gegenüber dem Bett.

Schläfrig hatte Oppenheimer den Arm um seine Gattin gelegt, als er plötzlich spürte, dass Lisas Körper angespannt war. Sie hatte sich halb aufgerichtet und wagte kaum zu atmen. Doch draußen war es still. Keine Sirene gellte durch die Nacht, keine Bomber dröhnten aus der Luft, keine Flakgeschosse trommelten in der Ferne. Es konnte also kein Bombenalarm sein, der Lisa in Schrecken versetzt hatte. Oppenheimer hatte sich zunächst fragend ihr zugedreht, bis auch er den Fremden wahrgenommen hatte, der in unmittelbarer Nähe stand.

Die undeutliche Gestalt verhielt sich ruhig, atmete regelmäßig. Ein Funke tänzelte in der Dunkelheit, bewegte sich nach oben und verwandelte sich in einen flammenden

Punkt, als der Eindringling inhalierte. Aus dem finsternen Nichts ihres Zimmers wurde Oppenheimer Tabakgeruch entgegengeblasen.

Der Fremde konnte nur ein Mann von der Gestapo sein. Aufgrund seiner einschlägigen Erfahrungen mit der Berliner Unterwelt wusste Oppenheimer, dass sich kein normaler Einbrecher in ein *Judenhaus* verirren würde, um dann lässig rauchend darauf zu warten, dass die Opfer aufwachten und ihn bemerkten. *Oppenheimer kennt seine Pappenheimer*. Während seiner Jahre im Polizeidienst war dies bei den Kollegen ein vielzitiertes Sprichwort gewesen. Sich wegen ein paar lausiger Kröten unnötig ins Radar der Gestapo zu begeben, war für Diebe ein zu großes Risiko. Denn die jüdischen Bewohner dieser Häuser heimzusuchen und zu bestehlen, sahen die Gestapo-Männer als ihr ureigenes Privileg an. Wenngleich es in den letzten Monaten keine Hausdurchsuchungen mehr gegeben hatte, konnte sich Oppenheimer noch genau daran erinnern. Bei diesen Gelegenheiten pflegten gleich mehrere Gestapo-Leute anzurücken. Es galt als normal, dass sie den Bewohnern dabei ins Gesicht schlugen, sie bespuckten und Beschimpfungen brüllten. Doch dieser Mann hier war allein gekommen, in aller Heimlichkeit. Das war ein ausgesprochen schlechtes Zeichen. Wenn die Gestapo-Leute pöbelten, wusste man, woran man war. Waren sie jedoch still, konnte alles geschehen.

Für einen nicht enden wollenden Augenblick verharrten sie in ihren Positionen, Oppenheimer regungslos in seinem Bett, Lisa neben ihm und der Fremde gegen den Türrahmen gelehnt. Dann erklang die Stimme des Mannes. »Ich weiß, dass Sie wach sind, Oppenheimer. Sicherheitsdienst. Wollen Sie sich nicht langsam anziehen und mitkommen?«

Zwar war dies als Frage formuliert, doch der Ton war unmissverständlich. Der Sprecher würde eine Weigerung nicht tolerieren.

Oppenheimer wagte nicht, die Nachttischlampe anzuschalten. Innerlich bebend, stand er auf und angelte seine Kleider von der Stuhllehne. Er kam nicht einmal dazu, sich zu fragen, was eigentlich ein Mann vom SD hier zu suchen hatte. Mechanisch schritt er durch die Küche, die sie sich mit den anderen Bewohnern des Judenhauses teilten. Es überraschte Oppenheimer immer wieder, wie bereitwillig er gehorchte, wenn er verängstigt war, wenn er wusste, dass sein Schicksal in den Händen anderer lag. Kurz dachte er an Lisa, die er ungeschützt zurücklassen musste. Doch als amtlich nachgewiesene Arierin war sie ohnehin besser dran, wenn sie ihn töten würden. Danach wäre sie frei und nicht länger aus der Volksgemeinschaft ausgegrenzt, weil sie ausgerechnet einen Juden geheiratet hatte. Trotz seiner akuten Todesangst bot ihm dieser Gedanke einen gewissen Trost.

Im Treppenhaus brannte das Licht, und Oppenheimer sah den Fremden zum ersten Mal. Der Anblick war ernüchternd. Der Mann trug eine Brille und war eher klein gewachsen. Doch die Hand in der ausgebeulten Manteltasche verriet, dass er eine Feuerwaffe dabei hatte. Oppenheimer wunderte sich, dass keiner der anderen Bewohner auf den Beinen war. Nicht einmal die Schlesingers schlichen neugierig durch die Gänge. Offenbar hatte man es nur auf ihn abgesehen.

Der SD-Mann blickte auf den Koffer, den sein Gefangener bei sich trug, und runzelte die Stirn. Es war ein Reflex gewesen. Oppenheimer hatte beim Hinausgehen seinen Luftschuttkoffer mitgenommen. Alle wichtigen Habseligkeiten

waren darin verstaut, so dass er sie immer bei sich tragen konnte, wenn er bei einem Luftangriff in den Keller musste. In Berlin sah man viele solcher Koffer.

»Den werden Sie nicht brauchen«, sagte der SD-Mann und winkte ihn zurück. Oppenheimer drehte sich um und stellte den Koffer in die unbeleuchtete Küche.

Vor dem Hauseingang warteten zwei Männer von der SS mit Gewehren in den Händen. Sobald der SD-Mann Oppenheimer auf den Gehsteig geschoben hatte, setzten sie sich in Bewegung. Wolken verbargen den Nachthimmel. Der dahinterliegende Mond war nicht mehr als ein diffuses Leuchten, das sich stumpf auf den Stahlhelmen der SS-Männer brach. Oppenheimer starrte beklommen auf die grauen Rücken, die sich im Gleichtakt bewegten, und hörte dabei das metallische Klappern ihrer Karabiner. Was konnte er nur tun? Gab es eine Fluchtmöglichkeit? Noch im selben Augenblick verwarf Oppenheimer diesen Gedanken. Solange er den Mann vom Sicherheitsdienst mit seiner Feuerwaffe im Nacken hatte, konnte er nichts unternehmen.

Sie gelangten zu einem Auto, das diskret in der nächsten Seitenstraße geparkt war. Die hintere Tür wurde geöffnet, und Schwärze umfing Oppenheimer.

Die letzten Tage war es in Berlin unüblich ruhig gewesen. Auch in dieser Nacht hatte es noch keinen Fliegeralarm gegeben. Doch jeder wusste, dass die Stille trügerisch war. Irgendwann würden die Flugzeuge wieder kommen. Unzählige Bomben hatten Gebäude zerstört und die Reichshauptstadt in eine Welt aus Schutt und Asche verwandelt. Neue Lücken in den Häuserreihen zeugten von den jüngsten Kämpfen. Die Einwohner hatten sich längst an die

ständigen Veränderungen gewöhnt. In Berlin war das Leben schon immer sehr hektisch verlaufen, doch selbst nach diesen Maßstäben war der Bauwahn, der nach Hitlers Machtergreifung um sich gegriffen hatte, außergewöhnlich. Die Narben waren allerorts zu besichtigen. Die nationalsozialistischen Herrscher ließen die schönsten Plätze der Innenstadt zu Aufmarschflächen planieren, sie versetzten Brunnen und Denkmäler, hatten sogar in einer wahren Herkulesanstrengung die Siegestsäule vom Reichstag mitten in den Tiergarten zum Großen Stern umgesetzt.

Als Oppenheimer während der Autofahrt aus dem Seitenfenster blickte, fuhr er plötzlich zusammen. Für einen kurzen Moment hatte er geglaubt, dass ihm ein verschrecktes Gesicht entgegenstarrte. Doch bei näherer Betrachtung stellte sich heraus, dass ihm das Mondlicht einen Streich gespielt hatte. Die eingefallenen Wangen und die tief in den Höhlen liegenden Augen gehörten Oppenheimer selbst. Als er realisierte, dass er sich tatsächlich vor dem Spiegelbild seines eigenen Gesichts erschrocken hatte, kam er sich töricht vor.

Draußen glitt der haushohe Sockel der Siegestsäule an ihnen vorbei. Der SS-Mann am Steuer des Wagens bog nach links ab, hielt auf der Ost-West-Achse direkt auf die Stadtmitte zu. Nach einer Weile fuhren sie durch das Brandenburger Tor. Oppenheimer hatte keine Mühe, sich trotz der Dunkelheit zu orientieren. Er kannte hier sogar die hintersten Winkel und brauchte nicht in die Luft zu blicken, um zu wissen, dass über ihren Köpfen steinerne Schwingen vorbeirauschten, die weit in die Nacht griffen.

Unter den Linden hieß der Straßenzug, den sie durchfuhren, doch Hitlers Baumeister hatten diese Bezeichnung bereits vor etlichen Jahren ad absurdum geführt. Sie hatten nichts

Besseres zu tun gewusst, als die alten Bäume zu fällen, um Platz zu machen für unzählige Marmorsäulen, auf denen jetzt eine Formation von Reichsadlern thronte. Die jungen Linden, die man daraufhin neu gepflanzt hatte, wirkten in ihrer Zwergenhaftigkeit wie ein schlechter Witz.

Großer Jubel war hier zu hören gewesen, als die vom Völkerbund kontrollierten Gebiete wieder dem Deutschen Reich angegliedert wurden, noch größere Euphorie herrschte, als die ersten Erfolge an der Front verkündet wurden und die deutsche Wehrmacht von Sieg zu Sieg ganz Europa durcheilte.

Doch die lautstarke Zustimmung war zunehmend verhallt, als die Bomben fielen.

Und dann kam Stalingrad.

Das militärische Debakel in der Weite der russischen Steppe hatte den Geschmack des Erfolges schal werden lassen und das Vertrauen in die gut geölte, deutsche Kriegsmaschinerie nachhaltig untergraben.

Wenn die Sonne schien, überstrahlten Hitlers blendend weiße Marmorsäulen auch jetzt noch die Innenstadt, doch in der Nacht verwandelten sie sich auf unheimliche Weise in einen Schattenwald inmitten einer Geröllwüste, durch den sich ihr Auto jetzt mühselig seinen Weg bahnte.

Der Fahrer wich einem provisorisch ausgebesserten Krater in der Straße aus. Vom Scheinwerferlicht aufgeschreckt, hasteten graue Schatten mit funkelnden Augen in Deckung. Ratten. In den Trümmern hausten unzählige von ihnen. Trotz aller Zerstörungen eroberten sie Zentimeter für Zentimeter ihr altes Terrain zurück.

Der SD-Mann öffnete die Tür. Vage konnte Oppenheimer erkennen, dass in der Nähe ein weiteres Fahrzeug geparkt

war. Weiter hinten standen im Dunkel Männer mit Taschenlampen.

»Aussteigen«, befahl der SD-Mann. Zögernd kämpfte sich Oppenheimer aus seinem Sitz. Die Fahrt hatte unerwartet lange gedauert. Irgendwann hatte er in der Dunkelheit schließlich die Orientierung verloren. Die Panik, die Oppenheimer zunächst verspürt hatte, war immer mehr einer großen Verwunderung gewichen. Als sie die Spree überquert hatten und er auf dem gegenüberliegenden Ufer die mächtigen Werkshallen der AEG erkannte, wusste Oppenheimer, dass sie sich im Vorort Oberschöneweide befanden. Die imposanten Industriebauten, die hier das nördliche Spreeufer säumten, waren jedem Berliner ein Begriff, doch was den Sicherheitsdienst wohl dazu bewegen haben mochte, ihn mitten in der Nacht dorthin zu kutschieren, konnte er sich beim besten Willen nicht erklären.

Oppenheimers Begleiter wies in die Richtung der tanzen- den Lichtkegel. Mittlerweile hatte er seine Feuerwaffe aus der Manteltasche genommen und zielte damit in Oppenheimers Richtung. Widerwillig setzte sich dieser in Bewegung.

Der SD-Mann führte Oppenheimer zu einer Rasenfläche, in deren Mitte auf Granitstufen ein etwa drei bis vier Meter hoher Steinstumpf ruhte. In seiner Unfertigkeit schien der Klotz keinen erkennbaren Zweck zu erfüllen. Wahrscheinlich waren dies die kläglichen Überreste eines Mahnmals. In Berlin gab es unzählige davon. Die meisten waren jüngeren Datums und erinnerten an das Grauen des letzten Krieges. Jetzt, wo sich die Weltkriege numerieren ließen, war er als der Erste Weltkrieg bekannt, doch im Volksmund wurde er kurz und prägnant *Anno Scheiße* genannt. Da in

heroischen Zeiten wie diesen jede Art von Metall knapp war, wurde dieses nicht zu unterschätzende Reservoir an Metallteilen unverzüglich eingeschmolzen, sobald der neue, noch größere Krieg begonnen hatte. Wo dereinst zweifelsohne eine Skulptur emporgeragt hatte, war jetzt nichts weiter als gähnende Leere.

Doch an diesem Morgen befand sich dort noch etwas anderes, das so gar nicht zu einem Denkmal passte.

Unmittelbar hinter dem Sockel hatte man notdürftig ein großes Tuch über den Boden gespannt. Oppenheimer erkannte sofort die Umrise, die sich darunter abzeichneten: Vor ihnen lag ein menschlicher Körper.

Auch die Gesichter der zwei Männer konnte Oppenheimer im Widerschein der Taschenlampen besser erkennen. Beide trugen die graue Felduniform der SS. Hinter ihnen erhob sich ein großes Bauwerk, das eine Kirche sein musste.

Gesprächsfetzen drangen durch die kühle Morgenluft.

»Schöne Schweinerei das«, wisperte einer der beiden und starrte mürrisch auf die zugedeckte Leiche zu seinen Füßen.

»Halten Sie es wirklich für klug, ausgerechnet einen *Juden* hinzuzuziehen?«

»Ich habe meine Gründe, Graeter«, sagte der zweite Mann und zündete sich eine Zigarette an.

»Sie können mir erzählen, was Sie wollen, Vogler. Ich halte es für einen Fehler.« Als der Sprecher bemerkte, dass sich Oppenheimer mit seinem Begleiter näherte, verstummte er betreten.

Der andere wandte sich den Neuankömmlingen zu. »Da sind Sie ja, Oppenheimer.«

Der SS-Mann namens Vogler richtete seine Taschenlampe auf die beiden. Der Lichtkegel verharrte kurz auf Oppenheimers gelbem Davidstern. Ein Ausdruck der Unsicherheit

huschte über Voglers Gesicht, doch sofort war dieser wieder verschwunden hinter der forcierten Selbstsicherheit, die so typisch war für Hitlers Elite.

»Ich bin Hauptsturmführer Vogler. Vor zwei Stunden ist hier diese Leiche gefunden worden.«

Vogler schritt zu der Toten. Obwohl der Gesichtsausdruck des anderen Uniformträgers namens Graeter betont ausdruckslos war, seufzte er vielsagend, bevor die Plane zurückgeschlagen wurde.

Als Oppenheimer die getötete Frau sah, fühlte er wieder den altbekannten Stich in der Magengegend. Im Laufe seines Polizeidienstes hatte er zwar mit etlichen Toten zu tun gehabt, doch er war nicht derart abgestumpft, dass der Anblick eines Mordopfers in ihm keinerlei Gefühlsregung hinterließ. Gleichzeitig spürte er in sich auch den Reflex eines Mordkommissars, spürte, wie sein Gehirn auf altgewohnte Weise in die Gänge kam und seinen anfangs noch störrischen Augen den Befehl gab, genauer hinzublicken.

»Erzählen Sie uns, was Sie sehen«, befahl Hauptsturmführer Vogler.

Daran, dass der Körper dieser Frau zerstört war, blieb kein Zweifel. Als er die stählernen Markierungspfähle registrierte, die neben dem Leichnam in den Boden gerammt waren, wusste er, dass die Männer von der Spurensicherung längst mit ihrem *Mordauto* eingetroffen waren, um die ermittlungstechnische Untersuchung abzuwickeln. Unwillkürlich wollte Oppenheimer nach weiteren Hinweisen Ausschau halten, die den Spezialisten vielleicht entgangen waren, doch dann stutzte er.

Plötzlich ging ihm die Frage durch den Kopf, was er hier eigentlich zu suchen hatte. Er war schon längst suspendiert. Nach Hitlers Machtergreifung hatte man ihn, wie alle

anderen Juden, aus dem Staatsdienst entfernt. Ins Mordkommissariat durfte er offiziell keinen Fuß mehr setzen, und dennoch stand er jetzt vor einer toten Frau.

Er blickte die Umstehenden fragend an. Panik kam in ihm auf. Wollten sie ihm einen Mord in die Schuhe schieben? Für so erfinderisch hatte er den Sicherheitsdienst nicht gehalten. Eine einfache Grube und ein Projektil in seinem Kopf hätten genügt, um Oppenheimer für immer verschwinden zu lassen. Warum dieser Aufwand?

»Können Sie uns keine Hinweise geben?«, fragte Vogler.
»Sie enttäuschen mich. Ich hatte gewisse Hoffnungen in Sie gesetzt.« Er reichte ihm seine Taschenlampe.

Zögernd nahm Oppenheimer sie entgegen. Also Hinweise wollten sie von ihm. Er hatte keine andere Wahl, als mitzuspielen.

Bedächtig wandte er sich der Toten zu. Mit rauher Stimme begann er zu sprechen.

»Ich schätze sie auf vielleicht fünfundzwanzig Jahre. Es gibt Strangulationsmerkmale an ihrem Hals. Wahrscheinlich ist das die Todesursache.«

War es das, was die Männer von ihm hören wollten? Ihre trüben Mienen zeigten Desinteresse. Nur Hauptsturmführer Vogler schien bemüht, den Ausführungen zu folgen. Oppenheimer wollte den Körper abtasten, doch er hielt inne und wandte sich fragend an den Hauptsturmführer.

»Kann ich sie anfassen?«

»Tun Sie, was Sie für richtig halten«, antwortete Vogler.

Vorsichtig befühlte Oppenheimer den Unterkiefer. Er ließ sich nur schwer bewegen. Die Handmuskulatur war hingegen verhältnismäßig locker.

»Die Totenstarre ist noch nicht sonderlich ausgeprägt. Körperabwärts hat sie teilweise noch nicht eingesetzt. Der

Mord ist also erst vor kurzem geschehen. Ich schätze, etwa vor sechs Stunden. Aber ich könnte mich täuschen, bei Kälte setzt die Starre langsamer ein. Die Ärzte werden das exakter bestimmen können. Die Handgelenke sind wund gerieben. Wahrscheinlich war sie gefesselt.«

Oppenheimer richtete sich auf, betrachtete den Leichnam wieder zur Gänze. Der Unterleib der jungen Frau war genau zum steinernen Stumpf des Denkmals ausgerichtet, ihre Beine waren wie zum Liebesakt gespreizt. Die Position der Leiche wirkte geradezu pedantisch ausgewählt. Der Täter hatte viel Zeit damit verbracht, den toten Körper in dieser obszönen Weise vor dem Mahnmal zu arrangieren.

An der Innenseite eines Beins registrierte Oppenheimer plötzlich einen kleinen, verkrusteten Blutfleck. Er kniete neben der Leiche nieder, um zu ergründen, woher das Blut stammte. Der SD-Mann, der ihn hergebracht hatte, wandte sich schauernd ab. Wollte er etwa nicht mit ansehen, wie ein Jude unter den Rock eines Mordopfers schaut? Oppenheimer wusste, dass die Toten keine Indiskretion empfinden, und hob den Saum in die Höhe.

Der Anblick, der sich ihm nun darbot, ließ ihn unwillkürlich zurückzucken. Noch im selben Augenblick verstand er die Reaktion des SD-Mannes.

»Ist etwas?«

Oppenheimer schüttelte auf Voglers Frage hin nur den Kopf, obwohl er spürte, wie sich seine Eingeweide zusammenkrampften. Er sog die Luft ein und reagierte, wie er es auch früher in ähnlichen Situationen getan hatte. Er schob den Ekel beiseite und konzentrierte sich darauf, methodisch vorzugehen.

Die Frau trug keine Unterwäsche. Ihr Schoß war eine einzige große Wunde.

»Hier ist eine große Verletzung. Die Geschlechtsteile wurden verstümmelt, vielleicht sogar entfernt.«

Als Oppenheimer glaubte, alles gesehen zu haben, richtete er sich auf und nahm zum ersten Mal wieder seine Umgebung wahr. Irgendwo über seinem Kopf raschelten Blätter. Während sich die umliegenden Häuser bereits schemenhaft abzeichneten, war der Leichnam immer noch in Dunkel gehüllt. Oppenheimers Verstand ordnete die Fakten, während um ihn herum allmählich das Leben erwachte.

Ahnungslos, dass nebenan etwas Grässliches geschehen war, schlummerten die Anwohner einen seligen Schlaf, den zur Abwechslung einmal kein Fliegeralarm gestört hatte. Andere standen gewohnheitsmäßig zu dieser frühen Stunde auf, obwohl sie heute nicht zur Arbeit gehen mussten, schlurften zur Toilette oder bereiteten ihr Frühstück zu. Die Dinge gingen ihren gewohnten Lauf wie an jedem beliebigen Sonntag. Obwohl durch die verdunkelten Fenster von all dem nichts zu sehen war, konnte Oppenheimer deutlich spüren, wie sich die Anwohner langsam zu regen begannen. Nicht weit von ihnen entfernt knatterte das erste Fahrzeug vorbei, doch das Geräusch verhallte zwischen den Häuserfronten. Nicht mehr lange, dann würden die ersten Kirchgänger zur Morgenandacht kommen. Und um zur Kirche zu gelangen, würden sie genau auf diesen Platz zusteuern.

»Und was ist Ihre Schlussfolgerung?«

Voglers Stimme riss Oppenheimer aus seinen Gedanken. Mittlerweile waren zwei weitere Männer mit einer Zinkbahre aufgetaucht, um die Leiche zu entfernen. Die anderen scharrtten unruhig mit den Füßen. Nur Vogler stand regungslos da und fixierte Oppenheimer. Verlegen räus-

perte sich dieser. Seine jahrelange Erfahrung half ihm, sich nicht vollends zum Trottel zu machen und seine Beobachtungen mit knappen Worten zusammenzufassen.

»Auf den ersten Blick würde ich sagen, dass sie nicht an dieser Stelle getötet wurde. Hier gibt es kaum Blut. Auf der Unterseite des Rocks befinden sich nur einige wenige Flecken, ansonsten noch in unmittelbarer Nähe der Wunde, und das war's auch schon. Kein Blut auf dem Boden, keine Blutspuren in der Umgebung, nein, sie wurde woanders getötet und später hierhergebracht. Die Art und Weise, in der die Leiche hier präsentiert wurde, habe ich noch nie gesehen. Ich halte es auch für unwahrscheinlich, dass es reiner Zufall ist. Dies hier ist ein öffentlicher Platz. Die Gefahr ist groß, erwischt zu werden. Nein, meine Herren, der Mann, der hierfür verantwortlich ist, hatte sich vorher einen Plan zurechtgelegt. Und er hat ihn bis ins letzte Detail ausgeführt. Erfolgreich, denn sonst wäre jemand auf ihn aufmerksam geworden. Das alles lässt nur eine Schlussfolgerung zu: Ein unvorstellbar kaltblütiger Mensch ist hier am Werk gewesen. Nur jemand mit bestialischen Veranlagungen kann eine Leiche derartig brutal verstümmeln und dann auch noch zur Schau stellen. Ich kann Ihnen keine Hoffnungen machen. Es wird nicht einfach werden, den Täter zu schnappen.«

Die Sirene jaulte ihr langgezogenes Auf und Ab. Das bedeutete Vollalarm. Oppenheimer lief automatisch los, doch er kümmerte sich kaum um die feindlichen Bomber, die im Anflug auf die Stadt waren.

Nachdem er in Oberschöneweide seine Einschätzung des Mordfalles abgegeben hatte, wurde er mit dem Auto wieder in die Innenstadt zurückverfrachtet. Niemand hatte

auch nur die geringsten Anstalten gemacht, Oppenheimer die Situation zu erklären, in die er hineingeraten war. Sobald der Voralarm ertönte, hatte ihn der SD-Mann an der Hansabrücke abgesetzt und war mit dem Auto davongerauscht. Das war nicht weiter tragisch, denn das Judenhaus war von dort aus nur noch wenige hundert Meter entfernt.

Oppenheimer hätte nach dieser langen Nacht eigentlich müde sein müssen, doch sein Verstand arbeitete auf Hochtouren. Die Eindrücke wollten ihm nicht mehr aus dem Kopf gehen.

Während er sich seiner derzeitigen Behausung näherte, versuchte er, die Männer einzuschätzen, die ihn am Fundort der Leiche erwartet hatten. Die SS-Männer hatten identische Uniformen getragen, also konnte man davon ausgehen, dass sie beide Hauptsturmführer waren. Was die SS jedoch mit einem Mordfall wie diesem zu tun hatte, konnte Oppenheimer nicht sagen.

Im Gegensatz zu den beiden Hauptsturmführern hatte sein Begleiter vom Sicherheitsdienst schon eher einen Grund, bei einem Leichenfund anwesend zu sein. Bei schweren Gesetzesverstößen waren die Beamten vom SD schnell vor Ort. Dabei hatte diese Organisation ursprünglich nichts mit der Kriminalpolizei zu tun gehabt. Anfangs war der Sicherheitsdienst des Reichsführers-SS nicht mehr als der parteiinterne Nachrichtendienst der NSDAP gewesen, doch nach Hitlers Machtergreifung hatten sich die Grenzen zwischen dem deutschen Staat und dem Parteiapparat der Nationalsozialisten zusehends verwischt. Die Organisationen der NSDAP bekamen immer mehr Kompetenzen zugesprochen, und so war es nur eine Frage der Zeit, bis SD, Gestapo und Kripo in dem neu gegründeten *Reichssicherheitshaupt-*

amt zusammengeführt wurden. Mittlerweile hatten normale Kriminalbeamte nichts mehr zu sagen und waren nur noch Lakaien, die lediglich bei geringfügigen Ordnungswidrigkeiten selbständig aktiv werden durften. Schwere Delikte mussten von Parteimitgliedern bearbeitet werden. Warum ein Fall dann entweder beim SD oder bei der Gestapo landete, das war aufgrund des allgemeinen Kompetenzgerangels der einzelnen Parteiorganisationen schwer nachvollziehbar.

Oppenheimer war derart in Gedanken versunken, dass ihm nicht mal die geisterhafte Stille auffiel, die sich bleiern über seine Umgebung gelegt hatte. An diesem Morgen hatte er eine entscheidende Verwandlung durchgemacht: Seit langem verspürte er wieder ein Gefühl der Souveränität. Für eine kurze Zeit war er wieder der *Kommissar* Oppenheimer gewesen und nicht der Beamte, den man wegen seiner jüdischen Abstammung aus dem Staatsdienst entlassen hatte. Mit einem Mal war er nicht mehr Opfer von Hitlers Willkür, sondern wieder ein Jäger. Und so schlich er nicht wie sonst mit eingezogenem Kopf und nach unten gerichtetem Blick durch die Straßen, sondern betrat das Judenhaus, als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt, dass er hier wohnte.

Da ohnehin Fliegeralarm war, stieg Oppenheimer die Treppe hinab. Der Keller war von den Bewohnern mehr schlecht als recht zum Bunker ausgebaut worden. Sie hatten auch keine andere Wahl, denn in die großen Hochbunker mit ihren meterdicken Betonmauern ließ man Juden nicht hinein. Wegen der mannshohen Holzbalken, die man im Kellergeschoss nachträglich verkeilt hatte, dachte Oppenheimer, dass es dort unten wie in einem Bergwerksstollen aussah. Trotz aller Sicherheitsmaßnahmen hätte die arm-

selige Holzdecke einer Bombe im Ernstfall kaum Widerstand bieten können. Streng genommen wäre es eigentlich sinnvoller gewesen, direkt im Freien Schutz zu suchen, denn dort war die Gefahr geringer, lebendig unter Schutthaufen begraben zu werden. Als potenzielle Staatsfeinde hatte man den Bewohnern des Judenhauses auch keine Gasmasken zugeteilt, Rundfunkgeräte durften sie ebenfalls nicht besitzen, nicht mal ein Drahtfunkempfänger im Keller war gestattet, um verfolgen zu können, was draußen vor sich ging.

Als Oppenheimer den Kellerbunker betrat, saßen die anderen Bewohner des Judenhauses schon beieinander: das Ehepaar Bergmann, die Schlesingers und Dr. Klein, der wie üblich die Hausapotheke bewachte und für den Notfall seinen Arztkoffer in Reichweite hatte. Der alte Schlesinger blinzelte Oppenheimer unter seinem Stahlhelm entgegen, ein Andenken an den Ersten Weltkrieg.

»Ist Ihre Frau heute in der Fabrik?«, fragte der Alte. »Sie ist noch nicht aufgetaucht.«

Oppenheimer war verblüfft. »Das wäre mir neu. Sie hat nichts davon erwähnt.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass Sie nachsehen sollen, Schlesinger«, grummelte Dr. Klein in seiner Ecke. Schwerfällig stützte er sich auf, um seinen zentnerschweren Leib hochzuhieven.

»Lassen Sie es gut sein, Doktor«, sagte Oppenheimer. »Ich kümmere mich schon darum.«

Oppenheimer war die letzte Treppe zu seiner Wohnung halb hinaufgestiegen, als er erstarrte. Gas!

Irgendetwas war dort oben nicht in Ordnung. Oppenheimer rannte die letzten Stufen hoch und riss die Tür zur Küche auf.